

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 6

Artikel: Hans, der Losbub
Autor: Amstutz, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fröhliche Heimfahrt!

Drei Wölklein tanzen am Himmel!
Juhu . . .!

Hüp! Hüp! Mein seidener Schimmel,
Wir fahren der Heimstatt zu!

Mein Herz ist voll von Freuden
und singt:

Weg sind die Sorgen und Leiden,
Ein heimlich Glöcklein klingt!

Der Kuckuck ruft aus dem Walde:
„Guggu!“

Mein Liebchen an sonniger Halde,
Sing und spinn' nur zu.

Du trägst ein güldenes Kinglein,
Hoi ho!

Und wiegst ein rosiges Büblein:
„Otto!“

Drei Wölklein tanzen am Himmel
Heißa!

Hüp! Hüp! mein seidener Schimmel,
Das seligste Glück ist nah!

Gottfried Feuz.

Hans, der Losbub.

Von Ulrich Amstutz.

Zusammen mit seiner Mutter bewohnte Hans ein Zimmer auf dem Dachboden eines Hauses an der Brunnengasse, von der die Rede ging, sie sei um Johanni und Martini herum ungeheuerlich. Zu unterst im Saal stand ein altes Schlachthaus. Daraus sollten in finstern Nächten halblebige Kälber brüllen. Hart neben ihm stieg eine steile Treppe zu den Brunnen hinab, von deren Stuben aus ein geheimer Gang zum Rathaus und von dort zum Bluturm am Fluß führte. Wir Buben haben den Gang hundertmal gesucht und nicht gefunden. Stem, das sind Mären, an denen die alte Stadt ebenso reich ist, wie an holperigen Pflastersteinen.

Nachts zogen Hans und seine Mutter einen Vorhang durch die Mitte des Raumes. Dann gab es zwei Zimmer. An der Fensterseite schlief die Mutter und hinter dem Tuch schnarchte Hans, ihr kleiner budliger Sohn. Bevor beide mit dieser Raumteilung einverstanden waren, zankten sie sich lange lächelnd in gegenseitiger Sorge für einander. Jedes wußte: am Fenster schlief man schlecht. Im Sommer weckte einen die Sonne in aller Herrgottsfrühe, man konnte ihr nicht genug wehren, und im Winter blies einem die Kälte durch die schlecht schließenden Fensterrißen bis auf die Knochen. Man schlotterte noch unter dem Deckbett. Deshalb wollte jedes dem andern das Ungemach abnehmen.

Der kleine Hans war nicht immer budlig gewesen, und die beiden hatten auch andere Tage gesehen. Der Vater, als er noch lebte, war auf der Bahn angestellt und hatte seinen sichern Lohn, den er alle vierzehn Tage

auf den Knappen heimbrachte. Sie hätten glücklich sein können, wenn sein Übermut nicht gewesen wäre.

Am Sonntag, da hatte er sein besonderes Getue. Nach dem Bartmachen nahm er den Buben aufs Knie, saß unters Fenster und ließ eine zeitlang in Marino Marinelli, dem letzten Dogen von Venedig. Für den schwärmte er. Das war ein Mann, sagte er, der fürchtete sich vor Tod und Teufel nicht, und hatte etwas erlebt mit seiner lieben Annunziata. Und daß er auch nur ein Mensch war und Fehler gehabt hat wie wir, das gefällt mir. Eine schönere Geschichte gibt es nicht. Wenn er davon seiner Frau erzählte, konnte sie Mund und Ohren aufsperrern, um kein Wort zu verlieren.

Hernach tat der Vater gerne mit dem Bübchen spielen. „Sackausleeren“ gefiel ihm besonders gut, auch reiten auf den Schultern. Wenn der Vater mit ihm in der Stube herumtanzte, so jauchzte der Bub wie ein Rührer im Berg, und der Vater lachte mit.

— Paß mir um Gottes Willen ja recht auf! — warnte die Mutter. — Ich darf gar nicht zusehen, wie ihr da oben Kapriolen macht! — Wie leicht ist etwas passiert! —

— Nur keine Angst, Mutter; — der Bub ist gescheit und schaut für sein Leben wie ein Großer. Ein bißchen turnen macht ihn gelenkig und schwindelfrei. Ich denke, das kann er später brauchen. —

Am andern Sonntag war das Unglück geschehen. Dieses Mal saß das Bübchen nicht auf der Schulter des Vaters, es stand und strampelte wie toll und hielt den Rest einer Birne im Händchen. Den warf es in die Stube. Der Vater achtete sich nicht und tanzte weiter, immer schneller, immer schneller im Kreise um den Tisch herum. Auf einmal glitschte er aus und beide stürzten rücklings auf den Boden; der Hans direkt auf seinen Kopf; der Vater noch auf ihn.

Aus der Küche sprang die Mutter herein, schrie wie eine Wahnsinnige, Mark und Wein erschütternd. Hob ihr Kind auf und ließ sich ihr ganzes Kleid von seinem Blute röten.

Als der Arzt kam, saß der Vater in einer Zimmerecke am Boden, ein Hausen Elend, aber wie versteinert. Er sah niemanden. Kreideweiß wie er war, murmelten seine Lippen immer wieder: „Ich bin schuld . . . es soll mich einer töten“.

Der Arzt sagte: Ja, es ist schlimm, — aber wir wollen sehen, was zu machen ist. Ich werde noch einen Kollegen mitbringen.

Dann wickelten sie das Kind in Tücher ein, banden es fest und hingen ihm Gewichte an die Beine.

Tag und Nacht saßen die beiden Eltern an seinem Bett und hielten ihm abwechselnd das eine freie Händchen. Dem Vater war, er trage ein Messer in der Brust wie eine Säge, und eine unsichtbare Hand stoße es

immer hin und her. Sorge, Qual, Schrecken und Angst wichen keine Sekunde von ihm.

So gingen Wochen dahin. Und eines Tages sagte der Arzt: „Das Kind ist gerettet; aber, — es wird ein kleines Höckerchen behalten; das Rückgrat hat sich nicht strecken lassen.“

Darauf schrie die Mutter wieder auf, daß die Frau im untern Stock heraufzuspringen kam und es dem Vater war, als fielen seine Beine ab. — Den Blick seiner Frau an diesem Morgen konnte er nicht verwinden. Er sagte nicht mehr und nicht minder als: „Mörder!“

Vierzehn Tage danach brachten sie ihn tot und arg zugerichtet nach Hause. Er sei beim Manövrieren zwischen zwei Puffer geraten, hieß es. Die Leute aber munkelten eine andere Sprache.

Die Frau sagte kein Wort. Sie starrte nur immer des Toten blauweißes Gesicht an und schüttelte den Kopf. Die Nachbarn mußten kommen und eingreifen; sie hätte keinen Schritt für das Begräbniß getan. Auch weder für sich, noch für das Kind ein Essen gekocht. — Da nahm die eine das Kind und eine andere schaffte am Herd; die Männer sorgten den Mann ein. —

Erst als unten auf dem Leichenwagen die Holzrollen freischten, erwachte sie aus der Starrheit. Wie ein geschlagener Kreisel stürzte sie die Treppe hinauf auf die Gasse und schob das neugierige Volk weg. Der Sarg mußte ihr noch einmal geöffnet werden. Schwallweise drängte ihr mit einmal alle ihre große Liebe zu dem Toten ins Herz. — Es war ein naßkalter, regnerischer Novembertag. Aber Schmutz und Nässe der Gasse nicht achtend, kniete sie am offenen Totenbaum und streichelte ihres Mannes kaltstarres Gesicht und küßte seine Stirne. Endlich stürzten Tränen auf, lange; dann biß sie die Zähne zusammen und ging ins Haus nach dem Bübchen und den Hausgeschäften zu sehen.

In der schweren Zeit, die jetzt kam, schickten ihr barmherzige Leute aus der Herrengasse den Arzt in die Dachkammer. In der schönen Wohnung des unteren Stockes hausten andere Leute. Der Arzt sah nach dem Bübchen und verschrieb auch ihr ein Mixtürchen. Es half aber nichts. Nur Arbeit und Sorge um den Buben jagten die Trübnis aus ihr. Je schwerer sie schuften mußte, je besser fühlte sie sich. Je müder sie abends ins Bett fiel, je weniger plagten sie die Träume. Und Träume mochte sie nicht gern. Sie freisten immer um die tiefsten Erlebnisse, wie Vögel um eine Beute fliegen. Erst kam der Sturz des Kindes, hierauf der Tod ihres Mannes. Am Morgen war sie jeweilen todmüde und flebrig vor Schweiß.

... Jetzt war die dunkelste Zeit dahin. Freilich blieb ihr schöner Bub ein schwächliches Krüppelchen. Aber das war das Schlimmste nicht, wenn sie nur jemand hatte, den sie mit ihrer Sorge und Liebe umhegen konnte. Und der Hans war gescheit, wie keiner im Umkreis. Ein Gesichtchen hatte er.

ein Mädchen konnte ihn darum beneiden, so fein und blaß; kein Gläümchen verdunkelte die Oberlippe. Und wenn er sie mit seinen großen, dunkelbraunen Augen ansah, so war das wie ein Licht des Himmels. Er konnte sie ansehen, wie ihr seliger Mann damals im Maien, als er frug, ob sie zwei nicht zusammenziehen wollten. Das vergaß sie nie. Das war der schönste Augenblick ihres Lebens gewesen. Und darum hatte sie den Buben auch je länger je lieber.

In der Schule war Hans anstellig gewesen, wie kein zweiter. Die Lehrer waren des Lobes voll. Hätte sie das Geld gehabt, er hätte studieren müssen. Aber wer weiß, es konnte alles noch werden.

Jetzt war der Hans aus der Schule. Alles riet dazu, ihn noch ein Jährchen oder zwei erstarken zu lassen, bevor er sich in eine Schreibstube steckte. Inzwischen wollte sie das Gümichen auf der Sparbank aufrunden. Und der Oberlehrer, bei dem sie waschen ging, war rein in den Buben verschossen; ganz ohne Entgelt wollte er ihn weiterbilden in der Sprache, im Rechnen, in der Geographie und der Himmel wußte, in was alles für Schneekentänzen noch. — Ein zehnmal Gescheiter sollte der Hans abgeben.

Nun, ihr war es recht. Aber bis dahin mußte geschafft werden. — Der Hans tat, was er konnte, bis die Zeit zum Studieren kam. Sein Spruch hieß: vor der Arbeit braucht sich keines zu schämen. Jeder Bagen, den ich in den Sparhafen lege, nimmt der Mutter eine Sorge ab. Und einmal soll sie es schön haben. Wenn er sein Examen gemacht hatte, wollte er sie für alles Ungemach entschädigen.

. . . Heute war ein schöner Tag. Die Sonne weckte die beiden Schläfer auf dem Dachboden schon, kaum daß vom Zeitglocken her die fünfte Morgenstunde schlug. Die Mutter stand auf, lief auf den Behen, um Hans nicht zu wecken. Aber der war schon lange wach. Er schlief immer schlecht und lag früh morgens träumend auf dem Rücken. Das stille Grübeln liebte er. Es war etwas, das nur ihm allein gehörte.

Wenn die Mutter leise rief, um ihn nicht zu erschrecken, so stellte er sich schlafend. Das schlaumeierige Tun geschah nur wegen der Mutter, denn die quälte sich, wenn er nicht schlief. Also streckte er sich auch heute umständlich und stöhnte, als ihn die Mutter ans Aufstehen mahnte; — Oh, du Faulenzer, du! — rief sie zärtlich, und Hans lächelte.

In sein Ankleiden drang der Lärm der engen Gasse. Des Nachbars Bineli, dem Zellwirt sein Töchterlein, schlug die Läden auf. Hans sprang schnell ans Fenster und winkte hinüber; sie winkte zurück. Sie waren Schulkameraden und mochten sich gut. In der Schule hatten sie sich herzlische Schäkchen genannt. — In der untern Schmiede wurden schon Eisen geschweißt. Drei Hämmer schlugen im Gleichtakt; der Ambos sang und klang, Hunde bellten und Milchkarren rasselten über die Masse. Ketten klirrten,

und Kasse wurden mit Hoh und Hüh angeschirrt; dazwischen schlug der Dengeler sein Leder und pfiß dazu. Die Gasse war zum Werkeltag erwacht.

Beim Frühstück richteten Mutter und Hans den Tag. Sie fragte: Hansli, was machst du heute? — Ich wasche bei Oberrichters. Du könntest mittags dorthin zum Essen kommen. Die Frau hat es erlaubt.

Nein, antwortete er, der Buchbinder Ledermann hat mich zum Falzen bestellt. Das kann länger als bis zum Mittag dauern. — Hans errötete. Er mochte der Mutter nicht weh tun. Aber am Gniadentisch saß er nicht gern. — Wenn die Auflage fertig ist, so gehe ich mit den Lotterielosen. Weißt, sie ziehen nicht so gut. Ich muß gehörig dahinter sein. Und das Mittagessen ach was du gibst mir ein Stück Käse und Brot in die Tasche, dann kaufe ich eine Tasse Chocolate in der Halle, das schmeckt fein, und ich brauche den weiten Weg nicht in die Lange Gasse zu machen. — Gell, Mutterli, schmeichelte der Lotterzbub.

Die Mutter begriff ihn. Unten vor der Haustüre trennten sie sich; da lief ihnen der Alltag entgegen. Ketten von Menschen, hintereinander, nebeneinander, eilig, hastig, gehetzt, als würden sie verfolgt. Verschlafen und übernächtlich müde die einen, frisch, mit einem Lied auf den Lippen die andern, leise Trauer auf den Bügen die dritten, mit einem Lächeln der Erinnerung wieder andere. Dann Droschken, Trambahnen, Mietkarren und Läuten, Rufen, Rasseln. Die Stadt forderte Nerven, sonst hieß es sich ducken.

Hans saß in der Buchbinderei mit vier andern am langen Tisch. Über die feuchten Druckbogen schwirrte das Falzbein, wie der Pulsschlag eines Fiebernden. Kein Wort fiel in die staubige Luft, mit dem Säuerling des Kleisters darin. Nur die Gedanken spannen lange Fäden: Sorget nicht für den folgenden Tag, es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage hat, kam es Hans in den Sinn. Ja, das wäre eine schöne Geschichte, wenn jeder nur Naselang denken wollte. Was sollte dann geschehen, wenn Krankheiten kamen? — Sehet die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht und ernten nicht und der himmlische Vater ernähret sie doch . . . Das las man so in der Bibel und dachte sich nichts dabei. Was die Vögel anging, hatte mit den Menschen nichts zu tun. Die hatten zu schaffen oder konnten betteln gehn. — Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen. Das war ein Spruch mit Händen und Füßen. Nun, was ihn anginge, so würde er durchkommen. Aber die Mutter, — die liebe Mutter? — Die wurde immer älter und fiel dahin. Ihre Haare waren schon spärlich und an den Schläfen ganz weiß. Wenn sie nur sein Gramen noch erlebte und wieder bessere Tage sah. — Hans fühlte einen seltsamen Trübsinn aufsteigen. Aber den schüttelte er ab. Er legte sich fester in die Arbeit und blickte zum Baum im Hof. Die Sonne lag in seinem Gezweig. Der war auch ein Leben, wuchs, arbeitete, blühte, gab Früchte, ganz still, ohne mehr zu wünschen, als zu leben.

An den wollte er denken, wenn dumme Gedanken kamen. Das Leben war doch schön, wunderschön manchmal, im Gefühl, seine Pflicht zu tun.

Hans konnte gehen. Die Auflage war durchgefahzt und stand als hohe Türme an der Wand. Sobald er wieder Arbeit habe, wollte ihm der Meister Bescheid sagen.

In der Kaffeehalle hatten alle kaum Zeit, sich zu stärken. Sie aßen hastig, ohne recht zu wissen, was sie zu sich nahmen. Sie wollten nur satt sein, Hunger und Durst stillen, mit dem Handrücken den Mund wischen und wieder arbeiten, wie Maschinen. Hans tat wie die andern, befühlte die Rocktasche und trat auf die Straße.

Er dachte: hier in diesen Betteln trage ich vielleicht Reichtum und Glück; wer weiß, ob nicht das große Loos darunter steckt? Ein Schauer rieselte über ihn. Wenn er die Glücksnummer wüßte! Mit einem Franken Einsatz wären er und seine Mutter reiche Leute. Statt daß sie waschen und putzen ging, verdiente eine arme Frau von ihnen. Sie würden ihre einstige Armut nie vergessen und geben; denn geben war seliger als nehmen.

Hans zog die Lose aus der Tasche, zählte fünfundvierzig Stück und steckte sie in einen aufgeschnittenen Briefumschlag, die Nummern oben auf. Wo sollte er mit dem Verkauf beginnen? Aller Anfang war verheult schwer; später, wenn man erst einen Stützpunkt im Rücken hatte, zum anlehnen, ging alles bedeutend besser. Vorläufig stellte er sich an den Laubenseiler, dem alten Turm gegenüber, dort wo die meisten Menschen vorübergingen. Er streckte die Hand aus, zog die Leute mit seinen Augen an. Aber die meisten gaben sich einen Ruck und gingen vorüber, stießen höchstens an seine Hand. — Aber dann kam eine schöne Frau, der ein lieblicher Blumenduft vorausging; sie lächelte und blieb stehen. Hans solle zwei Lose selber aussuchen, sie sei überzeugt, daß er eine glückliche Hand habe, sagte sie und lächelte ihn wieder an. Oh, sie war bezaubernd schön; Hans schloß die Augen, zog zwei Lose aus der Mitte heraus und sagte still den Spruch:

Fortuna, launische Königin,

Führe meine Hand nach dem Glücke hin!

Die Frau zahlte und gab ihm fünfzig Rappen obendrauf. Hans wehrte sich dagegen, aber die Frau lächelte nur und lief eilends fort. Da behielt er das Geld und legte es zur silbernen Uhr, die sein Bestes war. Er schüttelte den Kopf: Merkwürdig sind die Menschen. Erst kannst du halbe Tage stehn und keinen Rappen verdienen, dann kommt ein Engel und du bist beschenkt und im Glück.

Ein Spatz piepste ganz nahe bei ihm. Hans suchte in den Taschen nach Brosamen. Als er sie hinstreute, flog der Vogel weg. Er dachte: Du singst mir vor, als wolltest du um etwas bitten, und wenn ich dir eine Freude machen will, so fliegst du weg. Das ist wieder nicht recht. Ich tue dir nichts.

Oder denkst du, man soll andere auch erfreuen können, ohne grad eine Belohnung zu wünschen? Oder denkst du, ich sei selber ein armer Habenichts?

Ihm war so froh zumute, er hätte singen mögen. Er tat es aber nicht, denn die Leute hätten natürlich gelacht. Er würde ja auch lachen, wenn mir nichts, dir nichts, ein bucliger Buh am Pfeiler stünde und fänge.

Um etwas zu tun, ging er jetzt die Lauben auf und ab und hielt den Passanten die Nase unter die Nase, aber die meisten schüttelten wieder die Köpfe. Höflichere sagten: Nein, ich danke, oder: Ich bin versehen. So lief er die Gassen hinauf, die Gassen hinab. Als die Glocke sieben Uhr schlug, saß Hans bei der untern Kirche auf der Bank und blickte zu dem Brunnen auf dem Platz. Kinder spielten dort. Frauen strickten und schwatzten. Waschbretter standen am Boden, spreizbeinig und naßleibig, mit Schwammansätzen unten. Die letzten Sonnenstrahlen lagen auf ihnen. Dahinter standen Weiber mit naßen Schürzen, bloßen Armen, offenen Kragen, fettigen Haaren und mit Schweißperlen auf der Oberlippe. Auf der Straße stritten eine Schar Spaken um einen Roßmist, piepten und quietschten, als wenn es um das Leben ginge. Nun wußte Hans, es war schon wahr: Sie säten nicht, und ernteten nicht, und wurden doch ernährt. Und wenn sie müde waren, konnten sie unter die Blätter der Bäume kriechen und schlafen. Die hatten es gut.

Wie er so da saß, bohrte der Hunger in ihm. Mit ihm kam ein Mißmut geschlichen. Die Kraft ließ nach und die Nerven entspannten sich. Er war auch müde. Er rechnete nach: jetzt bin ich einen halben Tag stadtauf und ab gegangen und habe zwanzig Rappen verdient. Niemand gibt mir nur lauwarmes Wasser dafür. Hans schrumpfte zusammen wie ein Apfel auf dem heißen Ofen. Es ist traurig auf der Welt, dachte er, soll ich noch einmal zurückgehen, in das Gewühl von Häusern, Tieren und Menschen? Ach, lieber doch schlafen und nie mehr erwachen. Dann kommt kein Morgen mehr, keine Hitze, keine Kälte, kein Hunger, nichts . . . nichts mehr! —

Aber — da kam das liebe Gesicht der Mutter auf ihn zu. Die Mutter, oh — die Mutter! — Daß er die nur hatte vergessen können! — Das kam vom Herumliegen und Faulenzen! —

Pfui, Hans, sich so gehen zu lassen und zusammenzufallen wie eine Seifenblase, während die Mutter noch für dich die Hände verwäscht. — Pfui, Hans, Zurückzutreten, statt vorwärts zu sehen, den Erfolg zu suchen. Nein, nein, das gibt's nicht. Hans! Männlich sein, verstehst du, — trotz deinem Buckelchen. Die Natur ist überall gebrechlich. Vollkommen ist gar nichts auf der Welt. Kein Baum, keine Blume, kein Edelstein. Das Leben nehmen, wie es ist, Hans; es in beide Hände nehmen, vor sich hinstellen, besiegen und überqueren; der Welt zeigen, daß auch ein Buckeliger etwas kann . . .

Mit einem Ruck erhob er sich. Es war jetzt Abend, die Laternen flack-

ferten. Ich gehe grad noch den Wirtschaften nach! — sagte er sich, — und fordere das Glück heraus! —

In der dunklen Postgasse sang ein Mann. Er steckte eine Zigarre in den Mund und kletterte plötzlich die Laterne hinauf. Er brummte: Streichhölzer habe ich keine, aber rauchen will ich doch! — Als er oben war, stuzte er und ließ die Zigarre fallen. Drüben wurde ein Fenster erleuchtet.

Hansst hustete. Der Mann glitt herunter. Da gibt es nichts zu husten, Losköbi! Verstandez-vous! — lachte er. Wenn du Zundhölzer hast, so kaufe ich dir Rose ab. — Hans besaß welche, und hielt ihm ein brennendes gegen die Zigarre. —

So! sagte der Mann, — ein Dienst ist den andern wert, und alle guten Dinge sind drei. Drei Rose will ich, ... denn heute muß ich Glück haben! — Ich komme von einer Hochzeit her; die Braut führt der andere heim. Ich schlafe mit meinem Kausch. Aber das geht dich nichts an. —

Hans hielt ihm die Rose hin. Der Mann streckte die Hand darüber und stotterte einen Spruch:

Baduri, baderi, hade Holzschuh,

Wenn das Glück kommt, mach das Maul zu! —

Lache nicht, du! — Er blickte wieder nach dem erleuchteten Fenster. Klettere nicht auf die Laterne, hörst du?! — sagte er. — Wer dort ins Fenster sieht, wird blind. Ich tue es nicht wieder. Aber schön war es doch! — Er klopfte Hans den Rücken, traf den Buckel und zog die Hand schnell weg, als er den hohlen Ton vernahm. Lege doch den Tornister ab, du! — lachte er. Nichts für ungut. Ich bin ein Rump, — ergänzte er, schon im Gehen. Dann brüllte er zurück: Gehe in die Krone, Hans. Die Hochzeiter dort kaufen dir alle Rose ab! —

Hans ging weiter. Aus der Wirtschaft zur Krone scholl Gesang auf die Gasse. Eigentlich widerte ihn das laute Gegröhl an, aber er überwand sich, dachte, er wolle der Mutter auch einen Taglohn vorweisen, und trat ein. Einer aus seiner Gasse, der Spengler Kräuchi, erkannt ihn. Hans, rief er, — singe ein Lied! Du kannst es! Wir sind unser zweiundzwanzig. Hernach kaufen wir dir alle Rose ab! — An einer Hochzeit hat man Glück! —

Hans sang: I ha=n-es Hüßli nett u blank —. Und als Zugabe: — I bi=n-e Bueb vom Emmital . . . — Sie hießen ihn an den Tisch sitzen und essen, so komme er zu den Kleidern. Der Hunger grinste ihm ja aus den Nermel-löchern, — sagten sie. Die Hochzeiterin stieß mit ihm an, trank das Glas aus und stellte es hart auf den Tisch, daß Scherben läuteten. Alles lachte: das gebe ein klingendes Glück! hieß es. Sie mußte die Rose selber verteilen. Und Hans steckte dreiundvierzig Franken ein. —

Dann bat er, heimgehen zu dürfen.

Draußen an der frischen Luft atmete er einige Male tüchtig, dann sagte

er sich: Jetzt gehe ich heim, heim! Die Mutter erwartet mich, bangt um mich. Es ist doch schön, erwartet zu werden.

So schnell er konnte, schritt Hans stadtab, der Brunnengasse zu. Keinen Menschen sah er an. Wie könnte er auch. Er mußte mit beiden Händen seine Taschen voll Geld halten und seinen Gedanken nachrennen, die vorausseilten.

Bei der Mutter, oben auf dem Dach, brannte Licht. Drüben aus dem Hausgang des „Tell“ huschte das Lineli, rief ihm leise und zupfte ihn am Ärmel, steckte ihm schnell etwas Gutes in die Tasche. An der Ecke plauderten sie noch eines. Hans erzählte von seinem Glückstag heute und strahlte. Und Lineli lachte und freute sich mit. Plötzlich nahm es seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn. Hans begriff das Mädchen nicht, doch gab er ihm schnell den Kuß zurück. Worauf Lineli behauptete, er habe so schön geleuchtet in seiner Freude über den Tag, daß es nicht anders gekonnt habe. — Und weißt, ergänzte es treuherzig, — ich warte ja auf dich, bis du Notar geworden bist! — — ja, ja, sagte Hans bloß, und rannte mit seinem Fußmaul auf der Backe davon.

Am Tischchen saß die Mutter und nickte schläferig. Die müden Hände lagen weiß verwaschen im Schoße, der Kopf lehnte an die Wand. Sie wartete auf ihn. Hans schlich auf den Behen zu ihr.

Als sie die Augen aufschlug, lächelte sie, sie habe nur dergleichen getan; sie sei gar nicht so müde. Sie fragte: hast du einen guten Tag gehabt heute?

Hans berichtete und zählte den Haufen Geld auf den Tisch. Und die Mutter freute sich mit ihm. So ging die kurze Abendzeit dahin, bis beiden Schwere in die Glieder kam und ihnen die Augen brannten, als wären sie voller Sandkörner. Als erste nickte die Mutter ein, zwang aber die Augen dann und wann auf und warf etwa in seine Erzählung noch ein: — Ja, — was du nicht sagst! oder: — Nein, aber auch...

Dann wurde es still im Dachstübchen. Dem Lämpchen ging das Öl aus. Hans zog den Vorhang durch den Raum und schlüpfte ins Bett, um den nächsten Tag zu erwarten mit seinen Geschehnissen, die noch im Dunkel der Nacht schliefen.

Nach dem Gutenacht rief die Mutter noch einmal hinüber: — Hansli ... schliffst du? — Nicht gut. Ach, ich wollte nur sagen: das Leben ist doch auch schön, — manchmal, — freilich nur manchmal, — und häßlich hin und wieder, — aber der Schlaf, der ist das Schönste! —

Ja ja! — bestätigte Hans und wünschte nochmals Gutenacht! —

* * *

Fünf Jahre später hatte Hans sein Examen überstanden. Mit Lineli, dem Tellwirt in der hintern Gasse seinem Töchterlein, war er verlobt. Seine Mutter geht nicht mehr bei fremden Leuten waschen und putzen, hat da-

heim genug zu tun, denn Hans und sie wohnen in einer schönen Wohnung im Gartenquartier.

Heute ist der kleine, bucklige Mann, mit dem schönen, blassen Gesicht und dem dunklen Bärtchen, einer der gesuchtesten Notare in der Stadt am Fluß...

Zum Schulanfang.

(Eine ernste Plauderei.)

Von Gottfried Feuz.

„Fräulein Clara B.“ „Herr F.“

Die übliche Formel, wenn zwei Menschen einander vorgestellt werden. Und doch war es bei uns etwas mehr. Ein kurzes Besinnen und Suchen gegenseitig. Ich werfe einen raschen Blick in das weiche Kinder Gesicht, in die himmelblauen „Vergiß-mein-nicht“ Augen, auf das wellige Goldhaar. Dann tippe ich mit dem rechten Zeigefinger an meine Stirne, gleichsam um eine Erinnerung wachzuläuten. Siehe, ich wurde richtig verbunden mit meinem Gehirn.

„Sagen Sie Fräulein B., sind Sie nicht aus S.“ „Ja und Sie von G.“ „Ja.“ Sagen Sie, verehrter Herr F., seit wann sind Sie unter die Schriftsteller und Dichter gegangen? Ich glaubte Sie immer als „königlichen“ Kaufmann auf irgend einem Bureau eines Handelshauses der Schweiz oder im Ausland. Waren Sie nicht einmal in Griechenland?“ frug die kleine, reizende Dame mit errötenden Wäcklein. Ich erklärte Fräulein B. meine Veränderung. Bald kamen unsere Bünglein in Fluß, die Erinnerungen und Bilder aus dem gemütlichen, sonnigen Hintertburgau rauschten wie ein goldener Strom an uns vorüber. — Als Frucht unseres unverhofften Zusammentreffens und unserer gegenseitigen Aussprache ist dann dieser Aufsatz entstanden.

* * *

Es war im Jahre 1904. Anfangs Mai, zu Beginn eines neuen Schuljahres. Heute noch sehe ich das Klärchen B. weinend auf der Steintreppe seines elterlichen Hauses stehen; den Schultornister auf dem Rücken, das granatrote Käppchen auf dem seidenen Goldhaar, das weiße „Fazenetli“ in den schmalen, weichen Kinderhändchen; die vielfragenden, saphirblauen Rätselaugen in die weite, unbekannte, dunkle Zukunft gerichtet. Ich höre das zitternde Aufschluchzen des zarten, kinderjungen Mundes; die abgebrochenen, kurzen und doch so schwer wiegenden Worte: „Nein, nein Mameli, ich will nicht in die große Schule, der Lehrer ist ja so böz!“ — Dazwischen das begütigende Zureden seines buckligen Großvaters und seiner scheltenden Eltern.